Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeitswelt". Bringerlohn 40 Pf., bei Postbestellung 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6963) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Streifband für Deutschland und Österreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Werktags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1702.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Aufnahme Wiederholung unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition angegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 253. | Dresden, Sonnabend den 1. November 1902. | 13. Jahrg.

Ein Symptom der Klassenherrschaft.

Für einen aufgeklärten Arbeiter bedarf es keines Nachweises, daß das charakteristische Merkmal unserer Gesellschaftsordnung scharf ausgebildete Klassengegensätze sind und der heutige Staat ein Klassenstaat ist, wo unter der Devise: Gleiches Recht für alle, ein Klasse von der anderen beherrscht wird. Hinter den Regierungen steht die herrschende Klasse der Besitzenden, unsere Gesetze und sonstigen Einrichtungen tragen deutlich den Stempel dieses Zustandes. Man denke an die 12 000 M.-Affaire, an die gesetzlichen Vorteile, die der Unternehmer im Kampfe zwischen Kapital und Arbeit genießt, an die Vorrechte der Grundbesitzer in der Gemeinde und man hat deutliche Merkmale der Klassenherrschaft vor Augen. Doch das sind so alltägliche Erscheinungen, daß sie kaum als besondere Symptome gelten.

Unsere Aufgabe soll auch nicht sein, die Klassenherrschaft im allgemeinen zu charakterisieren, wir wollen vielmehr auf ein besonderes Merkmal hinweisen, das angesichts der kommenden Reichstagswahlen aktuelle Bedeutung hat und von einschneidender Wirkung ist.

Infolge der wirtschaftlichen Depression sind zahlreiche tüchtige Arbeiter ohne jedes Verschulden in Not und Elend gekommen. Monatelang irren sie umher, ohne Arbeit zu erhalten. Die wenigen Spargroschen sind bald aufgezehrt, aber die hungernden Kinder verlangen nach Brot und der Hauswirt die Miete. Diese Ausgaben lassen sich nicht auf bessere Zeiten verschieben, wie vielleicht die Anschaffung von Kleidern und Schuhwerk. Was soll der Arbeiter thun, wenn er trotz aller Bemühungen keine Verwendung findet für seine Arbeitskraft? Die leidende Familie, der drängende Hauswirt treibt ihn schließlich nach langem Zögern inneren Kämpfen dem Armenamt zu, um dessen Hilfe in der Not anzurufen. Nach peinlichem Verhör und unangebrachten Vorhaltungen, die niederdrückend wirken, ist er vielleicht so glücklich, einige Silberlinge zu erhalten, so daß er den Hauswirt auf einen Monat befriedigen und seiner Familie für einige Wochen trockenes Brot bieten kann. Diese dürftige Unterstützung aber hat er **eintauschen müssen gegen seine politischen Rechte**. Sein Reichstagswahlrecht ist auf Jahre hinaus verloren. Das ist freilich ganz nach der herrschenden Ordnung und nach dem Gesetz. Armut und selbst vorübergehende Not gilt eben **im Klassenstaat als Schande**, die mit dem **Verlust der politischen Ehrenrechte gesühnt werden muß**. Es kann zugegeben werden, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen, in Zeiten flotten Geschäftsgangs, im einzelnen Falle ein gewisses Verschulden vorliegen kann, wenn ein Arbeiter genötigt ist, die Hilfe des Armenamtes in Anspruch zu nehmen, so daß die mit der Unterstützung verbundene Entrechtung einmal einen Schein des Rechtes für sich haben kann. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn **die Wirtschaftskrise elementaren Ereignissen gleich** über die Arbeiter hereinbricht, wenn zahlreiche Betriebe verkrachen, andere die Thätigkeit einschränken und die Arbeitslosigkeit wie eine Seuche das Land heimsucht, dann werden auch zahlreiche tüchtige Arbeiter in Not und Elend gestoßen, dann wird auch manch sorgender und fleißiger Familienvater genötigt, die Hilfe des Armenamtes in Anspruch zu nehmen. In solchen Zeiten erscheint es mehr als Hohn als schweres Unrecht, wenn der durch Arbeitslosigkeit in Not gestoßene Arbeiter mit dem Verzicht auf seine Rechte dafür büßen soll, daß er von der Krise heimgesucht und arbeitslos geworden ist.

Unterscheiden sich die Nachteile der Wirtschaftskrisen wesentlich von denen verheerender Naturereignisse, von Wassernot oder Feuerschäden, die häufig den Besitzenden schwer schädigen? Ganz gewiß nicht. Hier wie da ist der Betroffene ohne seine Schuld empfindlich benachteiligt: Der Arbeiter dem Elend ausgesetzt, der Besitzende schwer geschädigt. Werden wird unter Umständen geholfen. Der Staat öffnet seine Kassen, um dem Grundbesitzer zu helfen, dessen Besitztum zerstört worden ist oder dem Hausbesitzer die Mittel zum Aufbau seines zerstörten Anwesens zu gewähren. Dem Arbeiter hilft vielleicht die Armenkasse, wenn ihm überhaupt direkte Hilfe wird.

Wir sind durchaus der Meinung, daß der Staat für die Opfer elementarer Katastrophen sorgen und den Schaden ersetzen soll; das haben wir unzweideutig gezeigt, als es galt, die Opfer des Hochwassers im Jahre 1897 zu unterstützen. Aber mit einem können wir nicht einverstanden sein: Dem Arbeiter wird für seine notdürftige Unterstützung in der Zeit der Wirtschaftskrise für unverschuldete Not das Wahlrecht entzogen, dem durch elementare Ereignisse geschädigten **Grundbesitzer oder Fabrikanten** wird die Unterstützung **ohne jede Beeinträchtigung** seiner politischen Rechte zu teil. Und dabei ist die Armenunterstützung, die der Arbeiter erhält, nur ein Vorschuß, den er bei Strafe des Arbeitshauses wieder abzahlen muß, die dem Besitzenden gewährte Unterstützung aber ist ein **Geschenk**!

Nun sind wir weit davon entfernt, zu fordern, daß dem besitzenden Kalamitosen im Falle einer Staatshilfe seine politischen Rechte entzogen werden sollen, wir sind aber der Meinung, daß dem von den wirtschaftlichen Ereignissen in Not gestoßenen Arbeiter recht sein muß, was man für den von elementaren Ereignissen geschädigten Besitzenden für billig erachtet. In beiden Fällen handelt es sich um Opfer überwächtiger, von der Macht des einzelnen unabhängiger Einwirkungen. Man müßte deshalb den von der Wirtschaftskrise betroffenen Arbeiter die Unterstützung unter denselben Bedingungen gewähren, wie den besitzenden Kalamitosen oder ihm mindestens die **politischen Rechte nicht nehmen**.

Es wäre **verfehlt**, zu glauben, daß die herrschenden Klassen, daß die Regierungen dieser Forderung geneigt seien. Man wird im Gegenteil gerade jetzt mit besonderem Eifer darauf sehen, daß der durch die Krise in Not gekommene Arbeiter durch die Entziehung seiner politischen Ehrenrechte dafür büßen muß, wenn er der Unterstützung bedarf. An diesem Zustand etwas zu ändern, dazu ist nicht die geringste Aussicht vorhanden. Es ist ein Symptom der Klassenherrschaft, das erst mit dieser verschwinden wird.

Eine Pause.

Eine Pause hat der Reichstag in den Verhandlungen des Zolltarifs gemacht: am Donnerstag abend sind die Verhandlungen nach heftigen Geschäftsordnungsdebatten bis zum nächsten Dienstage vertagt worden. Vorher hat aber die Linke noch einmal die Möglichkeit geben wollen, sich in Ehren zurückzuziehen, nachdem die Regierung mit Unehren die erlittene Schlappe eingesteckt und die von allen Seiten mit einem sehr lesbaren „Unannehmbar" gekennzeichnete Vorlage **nicht** zurückgezogen hat. Die Mehrheit hat die goldene Brücke nicht benutzt, die die Linke ihr schlug; sie hat sich aufs hohe Roß gesetzt und mit Injurien den guten Dienst gelohnt, der ihr erwiesen wurde. Einer ihrer Wortführer hat aber bei der Gelegenheit seine innersten Wünsche verraten und — das Gespenst des **Staatsstreiches** an die Wand gemalt. Ein neuer Agitationsstoß zu dem Brot- und Fleischzoll selbst und zu dem frechen Worte des alten Gründers von Kardorff vom „skrophulösen Gesindel des Industrieproletariats".

Die beiden schlesischen Junker — **Graf Limburg-Stirum** und **von Kardorff** — scheinen für den Zuwachs rechtsradikaler Stimmen und Mandate sehr zärtlich besorgt zu sein!

Die große Geschäftsordnungsdebatte, die am Schluß der Sitzung an den längst angekündigten Antrag Barth auf **Absetzung des Zolltarifs von der Tagesordnung** anknüpfte, zwang die Zollwucherer, ihrer Herzen geheimste Wünsche noch einmal vor aller Welt zu offenbaren: sie wollen nichts lieber, als das ihnen in der Regierungsvorlage Angebotene rasch in Sicherheit bringen — **aber der geeignete Moment ist vorläufig verpaßt**. Die für die Agrarier wichtigsten Teile des Zolltarifs sind in der zweiten Lesung bereits behandelt worden, die Tischlerinnen kann nicht mehr daran zurückkommen. Mit anderen Worten: ein Umfall ist nunmehr erst bei der dritten Lesung möglich.

Die dritte Lesung hinwiederum kann erst beginnen — das ist nicht gerade schwer zu beweisen — wenn die zweite vollendet ist: **das** ist der springende Punkt! Die agrarische Deutsche Tageszeitung des dicken Herrn Oertel hat von ihrem Standpunkte aus ganz recht, wenn sie sagt, der Zolltarif scheitere am **Zeitmangel**. Wie sollen denn auch die 946 und einige Positionen in der Zeit von jetzt bis Neujahr und von Ostern bis zum 15. Juni durchgearbeitet werden? Und mehr Zeit steht doch nun einmal nicht zur Verfügung, da zwischen Neujahr und Ostern der Etat zu erledigen ist. Wenn der Graf Limburg-Stirum — Limburg-Larum hat ihn der boshafte Witz in den Wandelgängen des Parlaments getauft — meint, von einem Scheitern des Tarifs könne gar keine Rede sein, dann ist nur der Wunsch der Vater dieses Gedankens. Die Opposition denkt gar nicht daran, in der sachlichen und gründlichen Beratung des wichtigen Gegenstandes zu erlahmen. Sachlich und gründlich. Dabei ist das Gerede von der Obstruktion der Linken einfach lächerlich. Da es auch später, bei den Wahlen wohl wieder auftauchen wird, so wollen wir es hier gleich einmal **durch Zahlen** widerlegen. In den ersten 9 Sitzungen, in denen über den Zolltarif in zweiter Lesung verhandelt worden ist, haben vom Bundesratstisch aus 7 Bundesratsmitglieder 14 mal das Wort ergriffen. Aus dem Hause heraus wurden, abgesehen von den Reichsräten, den Reden zur Geschäftsordnung und den persönlichen Bemerkungen, 52 Reden gehalten, davon 33 von Freunden einer Erhöhung der Getreidezölle und 19 von Gegnern. Allein aus den Reihen der Konservativen, Antisemiten und Bündler sind genau ebenso viel (19) Reden gehalten worden wie von der ganzen Linken, den Freisinnigen, der

---

Es lebe die Kunst!

Roman von Klara Viebig.

(26. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Ebels Atem ging rasch; er war nicht so ruhig wie sonst. Die wirren Haare an ihren Schläfen zitterten vor seinem Gesicht; sie neigten sich beide zusammen über den Kranken, und fühlten fast Herz an Herz schlagen. Ein Strom des Mitleids vereinte sie beide. Seine Hand hielt noch immer die ihre, sie ließ sie ihm ganz ruhig, erst als Heider atemlos eintrat, entzog sie sie ihm rasch.

Heider war sehr erregt. „Ich war eben bei Mutter Maria — geht! Geht!" Er wollte Ebel keine Handreichung mehr thun lassen und drängte ihn vom Bett weg, setzte sich selbst als Wächter daneben und legte dem Kranken Eis auf den Kopf. Dieser schien zu schlummern.

Ebel zögerte noch immer. „Soll ich nicht lieber hierbleiben?" Und doch hing sein Blick sehnsüchtig an Elisabeth.

„Nein. Geht nur, geht!"

„Aber ich komme wieder. Ich werde die Nacht mit Dir wachen."

„Geht nur. So geht doch!" Heider sagte es fast brüsk. Er legte den Kopf auf den Rand des Bettes. — — —

— — —

Das war ein stilles Weihnachtsmahl gewesen; die jungen Leute hatten sich stumm gegenüber gesessen. Nun ging Marie Ritter und brachte das Kind zu Bett; es hatte erst jedem von ihnen das Mündchen zum Kuß geboten und die unschuldigen Lippen trugen die zärtliche Berührung von einem zum andern fort.

Sie waren allein. Am Tannenbaum waren die Lichter niedergebrannt; auch draußen dunkle Nacht. Nur in des Mannes Herzen, das fühlte Elisabeth, da war eine helle Flamme, die ihm aus den Augen leuchtete, und die als warmes, beglückendes Herdfeuer ein ganzes langes Leben brennen würde. Nie, nie würde sie den Ausdruck seines Gesichtes vergessen, als sie ihm ihr kleines Mädchenbild unter den Weihnachtsbaum gelegt hatte; es sah aus, als wolle er es an die Lippen reißen, mit Küssen bedecken — da — er hatte die jähe Gefühlsaufwallung bezwungen, ihre Hand gefaßt und sie warm und innig gedrückt. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen vielmals! Seit mir als Knabe von meiner Mutter beschert wurde, habe ich keine so große Freude mehr gehabt — auch da nicht — — — nein, noch nie!" Es klang ordentlich rührend, und wie er ihre Hand preßte! Sein Gesicht wurde schön durch die Röte der Freude, durch den goldigen Glanz der Augen.

Und welch guter Hausvater er war! Er hob das Kind auf den Stuhl und legte ihm vor; schnitt Brot und bediente die Damen mit einer ruhigen, geräuschlosen Liebenswürdigkeit. Er erriet ihre Wünsche, er sprach nicht zu viel und sprach nicht zu wenig; immer war seine Art wohlthuend.

Auf Elisabeths Platz lagen Rosen, er hatte ihr nichts anderes zu geben gewagt; sinnend neigte sie sich darüber und sog den süßen Duft ein. Dann stand sie auf vom Tisch, eine innere Unruhe trieb sie, sie fühlte, da mußte etwas kommen. Langsam näherte sie sich dem Tannenbaum.

Es war sehr still. Sie schwiegen. Sie warteten.

Das ganze Zimmer war voll von einer feierlichen, verschwiegenen Erwartung; die saß zwischen den Nadeln des Tannenbaums — würden sie fallen —? Die horchte auf jedes Geräusch draußen auf der Straße, im Haus, im Korridor — würde jemand kommen und stören? Nein, kein Laut. Die belauschte jede Minute — jetzt — jetzt — —

Ebel stand auf; er ertrug die Spannung nicht länger. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen; er sah auf das Mädchen, das ihm so teuer war, und sah es, wie durch einen Nebel. Da stand sie, gar nicht stolz, gar nicht hochmütig durch ihren Erfolg, einfach, lieblich, mit einer unsichtbaren Krone über der reinen Stirn. Er hätte niederknien mögen und sie anbeten. Er trat auf sie zu — seine Füße bewegten sich mechanisch, ohne eigene Kraft — er hatte nur den einen Willen: ihr nahe zu sein. Ganz nah. Sie zu hüten, wie damals, als er sie erschrocken und verwirrt, hilflos, um Mitternacht auf der Straße traf. Hundertmal hatte er diese Szene wieder durchträumt, den Traum weiter ausgesponnen, und doch das Ende sich nicht klar zu machen gewußt.

Jetzt neigte er sich dicht zu ihr, ganz dicht. Er mußte sprechen, es drückte ihm fast das Herz ab.

„Elisabeth," sagte er halb erstickt vor Bewegung, „ich habe gestern abend lange mit Heider gesprochen — ich hätte es nicht gewagt — er hat mir Mut gemacht, Ihnen zu sagen, daß ich — —" seine Augen sahen sie an mit einer unendlichen Hingabe. „Ich liebe Sie sehr!"

Jetzt war es heraus! Ihr Herz hatte gestockt; jetzt schlug es wieder. Darauf hatte sie gewartet, und jetzt war es da — „Ich liebe Sie!" — und doch hatte sie kein himmelstürmendes Freudengefühl, als er es sagte. Sie stand regungslos und senkte den Kopf und erwiderte nichts.

Eine schmerzhafte Angst überkam ihn und zugleich eine schmerzliche Zärtlichkeit — stürmte sie ihm? „Elisabeth," sagte er sehr erregt, „es ist unbescheiden von mir, zu viel verlangt, ich weiß es — Sie stehen im Licht, ich ganz im Dunkel — man huldigt Ihnen, und ich? Was bin ich? Ich bestürme Sie heute auch nicht gleich: werden Sie meine Frau! — — Ich bitte Sie nur: darf ich mich Ihnen nähern, kommt es Ihnen der Mühe, mich kennen zu lernen — ach, sagen Sie nicht nein!" Er preßte flehend ihre Hände und sagte mit Inbrunst: „Ich lebe nur für Sie!"

Sein Ton berührte ihr Herz wie eine Liebkosung, sie konnte nicht anders, sie sah ihn an und lächelte, ein süßes, vertrauensvolles Lächeln.

Ein strahlendes Aufleuchten ging über sein Gesicht; er fand keine Worte, aber er hätte keine bessere Art finden können, eine Frau zu gewinnen, als diese stumme, ehrerbietige Zärtlichkeit, mit der er ihren Blick erwiderte. Er bot ihr schweigend die Hand, sie legte die ihre hinein.

Sie standen nahe bei einander, sich gegenüber, Gesicht an Gesicht, aber eine Welt war zwischen ihnen. Er dachte nur an sie, und sie? — — Sie war nicht mehr allein mit dem Erfolg, allein mit dem Glück, sie hatte Schultern, die es ihr tragen halfen. Er würde ihr immer zur Seite sein, ein zartfühlender Freund, eine treue Stütze. Er würde sie behüten, ihr alles aus dem Weg räumen, was ihre Arbeit störte. Sturm und Kampf und Erfolg, ein Siegeslauf hinauf zum Stern des Ruhms, und dabei ein stärkendes Ausruhen zu neuer Arbeit im friedlichen Schatten des Hauses. Ja, das würde gut sein!

Eine hingebende Mattigkeit kam über sie. Sie neigte sich ihm näher und näher, bis ihre Stirn seine Schulter berührte.

Sie fühlte den Schauer, der durch seine Glieder ging, sein Arm legte sich fort und zugleich fest um ihre Taille, sie rührte sich nicht und verharrte in dieser Stellung.

Was er nun sagte, verstand sie nicht; jetzt war er beredt.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021101/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG